

ELEMENTARGEWALTEN

Von Judith de Gavarelli (info@artediem.net) im April 2024

Über die Erfahrung eines Crashes und eines Vulkanausbruchs

Ein Crash ist die Erfahrung einer Elementargewalt. Ein Lavastrom der Zerstörung fließt durch das gesamte Sein, nicht nur durch den Körper. Er schlägt eine mit keinem Werkzeug der Welt berechenbare Schneise, die zu den Gesteinsflüssen aus den Erdinnern einen entscheidenden Unterschied hat: sie glüht nicht rot.

Als ich 2021 über Monate den Vulkanausbruch auf La Palma miterlebte, war ich fassungslos vor dieser Explosion von Kraft, leuchtend, voller Wucht. Fliehen, Fortschaffen was möglich ist, vor diesem Unerbittlichen, dem wir Menschen nicht das Geringste entgegen zu setzen haben. Sich beugen vor dem, das völlig außerhalb jeder Diskussion größer ist als wir selber.

Explosion und Implosion: Zwei Unerbittlichkeiten

MECFS hat an vielen Tagen eine ähnliche Unerbittlichkeit. Ähnlich und anders. Ein Körper und sein Antikörper. Keine Explosion von Kraft sondern eine Implosion von Schwäche. Ich staune, wie viel sie nehmen kann, ohne dass es einen Ort gäbe, wohin wir noch fliehen könnten.

So, wie der Vulkan laut ist, so ist die Erkrankung verstörend leise. Sie ist so leise und so verborgen, dass sie beinahe das Gegenteil einer Sprache zu sein scheint. Eine infektiöse Nicht-Sprache, die alle Sprache an so vielen Tagen der letzten 25 Jahre aufgesaugt hat, dass ich sie schon nicht mehr zählen kann. Sie saugt die Verbindung zwischen den Wörtern weg, das Liebesgewebe, die Verbindungsfugen.

Sich selber nicht mehr zur Verfügung stehen

Es ist vielleicht das, worunter ich am meisten leide. Ich stehe mir nicht mehr zur Verfügung in dieser Fugenlosigkeit, über die ich keine Verfügungsgewalt habe. Selbst wenn die Berechtigung da ist, so gibt es in diesem Momente nichts mehr, was sie noch ausüben könnte. Ich bin mir selbst keine Exekutive mehr.

Es ist ein Fehlen, das mich oft nicht nur an etwas Banalem hindert, wie eine Treppe hoch zu kommen, sondern auch daran, über meine Sprache zu verfügen. Niemand sieht mich dann, weil ich bröckelnd und verschwindend in diesen Zeiten außerhalb des Wahrnehmbaren bin, auch für mich selber.

Nicht gehört, nicht gesehen

Niemand hört mich, weil ich irgendwohin weggeronnen bin, wo ich an niemanden Sprache richten kann. Höchstens die einer Art inneren KI, die mir oft so roboterisiert vorkommt, dass sie mir nicht die Mühe wert scheint, Worte zu formen außerhalb der Dinge, die das Überleben sichern. Nicht das ferne Überleben wie Rente oder Miete für den nächsten Monat, sondern das unmittelbare:

Wasser trinken, auf Toilette gehen, Medikamente und Essen nehmen, all das besorgen, Schmerzen

irgendwie im Zaum halten. Das ist das, was bleibt, in den Zeiten, wo diese Nicht-Kraft keine Verhandlung zulässt. Sie foltert den Körper auf tausend verschiedene Arten. Ich habe 1000 verschiedene Werkzeuge, sie hat immer eines mehr. Und dem Eigentlichen, der Abwesenheit von etwas Elementarem in mir, habe ich nichts entgegenzusetzen.

Dysautonomie

Es gibt da ein Wort, Dysautonomie. Es bezeichnet, dass das autonome Nervensystem vieles nicht mehr alleine kann. Und ich, die Rebellin gegen alles, was meinen Bewegungsfreiraum verkleinert, kann mich dieser Abwesenheit von Autonomie in meinem Nervensystem nur hingeben.

Die Veränderung der Welt

Es ist ja nicht so, dass die Welt dieselbe bleibt in einem Crash. Was vorher Geräusch war, wird auf einmal unerträgliches Getöse. Nein, noch nicht mal das ist wahr, es wird ein Schmerz in einer Weise, die noch nicht mal mehr einer Geräuschwahrnehmung gleicht. Ein schönes blaugestrichenes Haus verwandelt sich in ein schmerzhaftes Blau, der Beat von Musik verursacht eine solche Übelkeit, dass man Lautsprecher und alles, was diese Unerträglichkeit transportiert, zornig vernichten möchte, wenn man nur die Kraft dazu hätte. Ich gebe es zu: das in mir, das sich da in mir schmerzhaft vor dem Beat wegwindet, hasst die Musiker, die sie produzieren. Alles andere in mir schämt sich jemand zu sein der Musiker hasst.

Vulkanopfer, Crashopfer

Ich erzähle das nur selten. So wenig irgendjemand glauben würde, ein Opfer eines Vulkanausbruchs hätte eine psychosomatische Störung, wenn es auf die Zerstörungsgewalt fassungslos reagiert, so oft glauben das Menschen von denjenigen, die wieder und wieder die Verheerungen eines Crashes verarbeiten müssen.

Es ist jedoch nicht nur die Abwesenheit seelischer Erkrankung als Ursache. Vielmehr ist es eine Meisterleistung seelischer Widerstandskraft, sich der Wucht der Erkrankung gegenüber aufrecht zu erhalten. Denn es ist eben nicht so, dass ich selber die gleiche bin, während ich auf die Rückkehr, die Zeit nach dem Crash warte. Vielleicht noch irgendwo, im Kriechkeller des fugenlosen Gebäudes, dass ein Beben kleiner als ein Mückenflügelschlag hat zusammenbrechen lassen. Aber das entzündet lodernde Gehirn rüttelt an allen Fugen.

Rest-Ich und Verneigung

Ich bin dann nur noch ganz wenig ich, vielleicht jemand der sich daran erinnert, gewesen zu sein. So gewesen zu sein wie die Häuser unter dem Vulkan sich vielleicht auch daran erinnern, gewesen zu sein und darauf warten, dass sich über ihnen wieder etwas aufbaut, vielleicht, irgendwann. Bei manchen nie.

Das ist die Wucht eines Vulkanausbruchs. Das ist die Wucht eines Crashes.
Ich verneige mich vor unserer Kraft.



Judith de Gavarelli lebt auf La Palma. Das Bild zeigt sie direkt vor der Lavaschneise, 1,5 km von ihrer Wohnung entfernt.